



Inse – der Ort und seine Kirche

Inse war ein Ort am Kurischen Haff, in dem zwischen 1570 und 1576 die erste Kirche der Tiefen Niederung – und nach Kaukehmen die älteste des Kreises Niederung überhaupt – stand. Die ersten Bewohner hatten, um den sonntäglichen Gottesdienst wahrnehmen zu können, noch nach Kunzen auf der Kurischen Nehrung übersetzen müssen; um diese beschwerliche und oft auch gefährliche Überfahrt über das Haff zu vermeiden, bat man um Einrichtung eines eigenen Kirchspiels, was schließlich zum Erfolg führte. Erster Geistlicher war ein gewisser Johann Oswald (der auch unter dem Namen Eiteckonollis bekannt war), der zunächst als Diakon und ab 1582 förmlich als Pfarrer eingesetzt wurde und auch bis zu seinem Tod 1597 vor Ort blieb.

Die Eigenständigkeit als Kirchengemeinde währte freilich nur etwas mehr als ein Jahrhundert; denn als 1684 in Kallningken – einer vom Haff aus landeinwärts gelegenen

Ortschaft – eine neue Kirchengemeinde eingerichtet wurde, wurde das Kirchspiel Inse zur Filiale von Kallningken „degradiert“. Es geht die Mär, dass Bewohner von Inse das Pfarrhaus angezündet hätten; als Strafe sei ihnen der Bau der Kirche in Kallningken auferlegt worden, die dann auch gleich zur „vorgesetzten Kirche“ gemacht worden sei.

Es ist nicht überliefert, welchen Grund die Bewohner gehabt haben sollen, das Pfarrhaus in Brand zu setzen. Die verhängte Kollektivstrafe lässt aber vermuten, dass es kein individueller Racheakt eines einzigen „Schäfleins“ war, sondern dass der Pfarrer – wohl eher in seiner Funktion als solcher und nicht als Individuum – allgemein abgelehnt wurde und man ihn vertreiben wollte. Das Christentum scheint sich im nördlichen Ostpreußen nur langsam durchgesetzt zu haben; althergebrachter Aberglauben und „heidnische“ Bräuche scheinen vielfach noch bis zuletzt „nebenher“ existent gewesen zu sein. Vor diesem Hintergrund ist die Vorstellung nicht abwegig, dass ein allzu „forscher“ Pfarrer sich den Unwillen eines ganzen Dorfes zugezogen haben mag.

Letztlich bleibt alles Spekulation. Der Wahrheitsgehalt dieser Mär lässt sich wohl nicht mehr ergründen – jedenfalls musste Pfarrer Christian Sperber, der bei besagtem Brand seine gesamte Habe verloren hatte, seinen Amtssitz nach Kallningken verlegen, und dort wurden auch für die nächsten Jahrzehnte sämtliche Kirchenregister geführt.

1767 war es dann so weit, dass in Inse – wenn auch nach wie vor Filialkirche von Kallningken – eigene Kirchenbücher angelegt werden konnten, und es sollte noch einmal weitere mehr als vier Jahrzehnte dauern, bis Inse als Kirchengemeinde wieder selbständig wurde. Dabei blieb es bis zur Vertreibung im Zuge des Zweiten Weltkrieges. Die Kirchengemeinde hatte zuletzt etwa 1.000 Mitglieder.

Inse selbst bestand aus den durch einen Wasserlauf – den sogenannten Inse-Strom – getrennten Ortsteilen Alt Inse und Groß Inse; daneben gab es noch ein Klein Inse, das aus einer Försterei und einem dazu gehörigen Wohngebäude für Forstbedienstete bestand. Darüber hinaus gehörten der Kirchengemeinde die – östlich bzw. westlich von Inse gelegenen – Haffdörfer Loye und Tawe sowie einzelne im Landesinneren gelegene Gehöfte an, unter denen das Jagdschloss Pait besonders hervorzuheben ist; Letzteres erwarb dadurch einen gewissen Bekanntheitsgrad, dass die vornehme Gesellschaft Preußens – allen voran Kaiser Wilhelm II – wie auch spätere Nazi-Größen hier Quartier nahmen, wenn im Umland Jagdausflüge anstanden.

Bei dem schon erwähnten „Inse-Strom“ handelte es sich tatsächlich um einen nur ca. einen Kilometer langen Wasserlauf, der wenige 100 Meter hinter Inse ins Haff mündete.

Er speiste sich ursprünglich aus Gewässern des Hinterlandes, die aber im Zuge des Haffdeichbaus im 19. Jahrhundert weitgehend abgeschnitten wurden, sodass der Inse-Strom zuletzt zunehmend verflachte und verschilfte und regelmäßig ausgebaggert werden musste.

Die Bevölkerung von Inse lebte – wie in allen Haffdörfern – in erster Linie vom Fischfang. Die Kurenkähne trugen als Kennzeichen ihrer Herkunft, das die Fischer aller Haffdörfer im Bootswimpel führen mussten, ihr spezielles Zeichen in Form eines quer liegenden roten Rechtecks, umgeben von einem noch größeren weißen Rechteck.

Neben der Fischerei widmete man sich weit über den Eigenbedarf hinaus dem Gemüseanbau. Der Schwemmlandboden war sehr fruchtbar, und die Erträge – insbesondere Gurken und Zwiebeln – wurden zentnerweise in den landestypischen „Timberkähnen“ bis nach Labiau und Königsberg ausgeliefert.

Anders als der Haffort Karkeln, der als Endstation der Niederungsbahn verkehrsmäßig gut erschlossen war, war Inse bis zuletzt kein Ort des Fremdenverkehrs. Lediglich eine Anfang der 1930er-Jahre erbaute Jugendherberge und ein 1938 fertiggestelltes Lager des Reichsarbeitsdienstes brachten Fremde ins Dorf.

Die 1576 fertiggestellte Kirche musste schon nach wenig mehr als 100 Jahren durch einen Neubau ersetzt werden, der äußerlich an die zur gleichen Zeit entstehende Kirche in Lappienen angelehnt war. Wie diese war die neue Kirche von Inse ein achteckiger Bau mit spitzem Dach und aufgesetztem Türmchen – anders als in Lappienen war die Kirche von Inse jedoch eine schlichte Holzkonstruktion; sie sollte später auch als Vorbild für die Kirche von Skören dienen.

Die Kirche hat den Zweiten Weltkrieg gut überstanden, wurde jedoch 1964 komplett abgerissen. „Überlebt“ hat hingegen der Taufstein, der nach dem Abriss der Kirche für längere Zeit auf einem Privatgrundstück als Blumenkübel diente; inzwischen wurde er nach Heinrichswalde in die dortige – renovierte – Kirche überführt. Auch der Friedhof von Inse, der sich in der Nähe des Jagdschlusses Pait befand, ist noch vorhanden und wird seit Neuestem wieder gepflegt.

Inse hat den Zweiten Weltkrieg überdauert und heißt heute Pritschali, ist jedoch von der allgemeinen Infrastruktur weitgehend abgeschnitten und führt offenkundig ein unbedeutendes, aber friedliches Schattendasein. Auch das Jagdschloss Pait existiert noch, ist sogar teilweise restauriert worden und erscheint doch dem heutigen Betrachter wie im

Dornröschenschlaf versunken. Tawe und Loye sind von der Bildfläche verschwunden*;
die Natur hat die ehemals blühenden Fischerdörfer zurückerobert.